

# Illyrisches Blatt.

## ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 65.

Samstag den 12. August.

1848.

### Politische Reiseskizzen aus Ischl.

Geschildert von C. im Tagesblatte „die Presse.“

(Schluß.)

Ueberhaupt hatte Oesterreich nie eine Aristocratie, immer nur Aristocraten. Eine Aristocratie ist eine Partei, ein politischer Körper. Um einen solchen zu bilden, ist ein System nothwendig, und zu dem fehlte ihnen wahrhaftig nichts — als Geist und Wissen. In aristocratischen Lastern und Lächerlichkeiten, in noblen Passionen, in adeliger Bornirtheit allein — liegt nicht das wahre Wesen der Aristocratie, daher mag's auch kommen, daß ihr jetziger Fall durchaus nur lächerlich und komisch, gewiß aber nicht tragisch war. Ein Gegner, der kämpft und im Kampfe fällt, — ist bedeutend, Einer, den man zur Thüre hinauswirft, nur lächerlich. Sie haben keinen Kampf gewagt, keinen Kampf des Schwertes, keinen Kampf des Geistes und Wortes. Freilich ist mit hölzernen Waffen schlecht zu kämpfen. Sie haben nicht einmal gewagt, sich emporzuraffen und emporzurufen, sie sind am Boden liegen geblieben. Dieses stumme Ergeben in ihr Schicksal, das wohl von ferne dem dumpfen Brüten des Löwen ähnlich sehen mag, erscheint in der Nähe als Geistesunfähigkeit, Schlassheit, Impotenz. Wir erinnern uns aber nicht, daß eine große, gewaltige Macht ohne tragisches Ende von der Lebensbühne getreten wäre, und erwarteten daher immer noch den großartigen Monolog vor dem Ende, die gewaltige Katastrophe. Und wir wurden getäuscht. Warum? Weil die gefürchtete Aristocratie gar kein Feld war. Ist das übrige Oesterreich Slave gewesen, so gab sich die Aristocratie zum Bedienten her, zum Bedienten des souverainen Herrn. Eine andere Bedeutung hatte sie nicht, sie war keine Macht neben dem Fürsten, sie war nur eine Macht durch den Fürsten. Darum hatte sie nicht einmal den Nimbus des poetischen Unterganges für sich. Ja sogar nicht eine aristocratische Schönheit habe ich in Ischl gesehen, die einem demokratischen Jüngling hätte den Kopf verrücken können. Es scheint fast, als ob selbst die Grazie und Schönheit ihnen verloren ging mit ihren übrigen Waffen auf der Flucht des 15. März und 15. Mai.

Ich hätte sie darum gerne hier in Ruhe lassen können. Sie gehen ohnedies so weltvergessen hier herum, glo-

gen so verdrossen in die Welt hinaus. Die armen Seelen, sie dulden ohnedies genug von der revolutionären Natur. Dieser demagogische Gebirgsbach murmelt ihnen die fürchterlichsten Marseillaisen in die Ohren, die gewaltigen Bergespitzen verkehren mit Adlern und Geiern, die eben aus der Hauptstadt kommen, und ihnen die tollsten Geschichten erzählen von dem, was dort vorgeht. Sogar die Walddögel versammeln sich unter den Fichten und Buchen, hören dort Candidatenreden und wählen ihre Abgeordneten zum großen Reichstag. Dann stellt sich so ein revolutionärer vorlauter Spatz hin, flattert keck und unverschämt um die Ischler Aristocraten herum und zwitschert ihnen ein „A bas l'aristocratie!“ ins Ohr, schimpft über den Dompfaff und über die Wachstelze, die sich etwas darauf einbilden, daß sie mehr sind, als die übrigen Vögel, und demonstrirt allerlei von der Gleichheit aller Vögelrassen.

Allein es ist doch gut, den guten Leuten hin und wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, daß sie todt sind, daß ihre Herrlichkeit zerflossen ist, wie ein Rauch und ihre Größe wie Nebel vor der Sonne. Es ist doch gut, damit sie es nicht vergessen, daß ihre Lilliputgeisterchen von allzukleiner „mesquiner“ Structur sind. Hin und wieder vergessen sie sich noch, machen allerlei dumme Handglossen zum Buch der Weltgeschichte, vergessen auch in einzelnen glücklichen Stunden, wie das Volk ihr Schulmeister war und sie in der Politik unterrichtete, und daß, wenn sie keine Schläge von ihm bekommen hätten, sie jetzt gar nichts wüßten. Es sind so Töne aus der vergangenen Zeit, aus den glücklichen Tagen aristocratischer Langweile, hochadelicher Bürgercanailleverachtung, Worte, die noch von damals her auf den hohen Lippen schweben, und die nun hin und wieder vorlaut hervortauschen. Sonst sind sie aber sehr gutmüthige Geschöpfe, unschädlich, zahm. Das Beste, was ich in der Art gehört habe, war folgende Aeußerung: Es sey eine Schande, heutzutage Deputirter zu seyn. Es kömmt darauf an. Andere Leute sagen wieder: Es sey eine Schande, heutzutage Aristocrat zu seyn.

Leid thut es mir nur um meine armen, guten Ischler. Das sind die wüthendsten Freiheitskämpfer von der Welt und dabei hassen sie die Aristocraten — weil dieß Jahr ihre Wohnungen leer stehen und ihnen durch die Aristocratie ihr

Lebensunterhalt entgeht. Die demokratischen Menschen fürchten sich nämlich vor dem in ihren Augen verpesteten Ischl, und wagen sich nicht hinein. In den antediluvianischen Zeiten vor der Revolution wohnte Adel und Bürgerthum friedlich da beisammen: auf Reunionen hatte jedes von beiden seine bestimmte Bank, gewisse Ruheplätze durfte kein bürgerlicher Leib entweihen, in gewissen Waldparthien langweilte sich nur der Adel. — Dieß kümmerte aber die Bürgerlichen nicht, und sie ließen sich's gerne gefallen. Dieß Jahr aber sind die Schranken gefallen. Die Bürgerlichen dürfen überall sitzen, und überall gehen und sich auch überall langweilen, ja sogar das Allerheiligste der Ischler Aristocratie, der ehemalige Metternichplatz, steht offen auch für das gewöhnliche Menschengesindel, und doch kommen sie nicht — jetzt frage Einer: wozu hat man die Revolution gemacht?

## Eine geheimnißvolle Heirath.

Historische Novelle.

(S c h l u ß.)

Vierzehn Tage waren vergangen, ohne daß der Zustand des Barons sich nur im Geringsten gebessert hätte. Endlich, an einem Morgen, als er zum ersten Male sanft ruhte — ein Zeichen, daß die Crisis glücklich überstanden war — wurde er durch ein plötzliches Geräusch geweckt; die Fenster Scheiben, sogar die Wände zitterten. Werkes erhob sich, er wußte nicht, was dieser Lärm zu bedeuten habe. Da hörte er dasselbe Geräusch in gleichen Zwischenräumen sich wiederholen. Er erwachte plötzlich ganz aus seinem Starrsinne. Das sind Kanonenschüsse! rief er aus, was geht denn hier vor?

„Freilich, Herr Baron,“ antwortete der Diener, welcher an seinem Lager Wache hielt, „das geschieht zu Ehren der Heirath der Prinzessin Sophie mit dem Großfürsten von Rußland.“

„Sie ist also verheirathet?“

„Ja wohl, Herr Baron, heute früh ist die Nachricht davon eingegangen.“

Werkes sprach kein Wort mehr, er blieb einen Augenblick wie vernichtet, aber eine gewaltige Umwälzung vollendete sich in ihm. Dann erhob er jedoch plötzlich den Kopf, seine Augen glänzten wunderbar, seine bleichen Lippen waren in convulsivischer Bewegung. Aber das war keine Krankheit mehr, das Fieber war verschwunden. Das war Unwille und Zorn, und zu gleicher Zeit Kraft und Entschlossenheit. Man hat mich schändlich hintergangen! sprach er leise vor sich hin. Dann wandte er sich an seinen Diener. „Fris!“ sagte er in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, „sorge für Pferde und Wagen, in einer Stunde reisen wir nach Petersburg.“

Die Prinzessin Sophie war in der That nach ihrer Ankunft in Rußland zur griechischen Religion übergetreten und hatte den Namen Katharina erhalten; am Tage darauf feierte sie ihre Vermählung mit dem Großfürsten.

Werkes hatte nur Einen Plan, und diesen verfolgte er mit größtem Eifer. Nach seiner Ankunft in Petersburg trennte er sich von seinem Diener, wohnte in einem ent-

fernten Stadtviertel und vermied jeden Umgang; überhaupt traf er alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln, um in Petersburg unbekannt zu bleiben. Jeden Abend ging er, in einen weiten Mantel gehüllt, der auch das Gesicht verbarg, um den Pallast herum und spähte einen günstigen Augenblick aus; denn seine Absicht war, heimlich in die Gemächer der Großfürstin zu dringen und von ihr eine Erklärung zu fordern. Er wußte, daß er sein Leben dabei wagte, aber er ließ deshalb von seinem Vorsatze nicht ab.

Dieses häufige und geheimnißvolle Erscheinen eines Unbekannten, zu solch' einer Stunde, in der Nähe des Pallastes konnte trotz aller Vorsicht nicht unbemerkt bleiben, und es ward Befehl gegeben, Werkes zu überwachen. Dieser aber bemerkte, daß er beobachtet wurde, und hielt es für rathsam, seine nächtlichen Wege für einige Zeit auszusetzen, damit man ihn vergäße, und als er glaubte, daß jeder Verdacht verschwunden war, erschien er wieder, aber mit größter Vorsicht, und so gelang es ihm endlich, bis an das Vorzimmer der Großfürstin vorzudringen, und zwar zu einer Zeit, als das Zimmer noch nicht erleuchtet war. Er hatte sich in einen Winkel versteckt und wartete auf den günstigen Augenblick.

Als Werkes endlich glaubte, daß dieser günstige Augenblick gekommen sey, näherte er sich der Thür, welche zu den Gemächern der Großfürstin führte, und wollte eben eintreten — da öffnete sich die Thür von Innen, ein Mann trat heraus, und Werkes, der sich nicht schnell genug entfernen konnte, stieß mit ihm zusammen. „Wer ist da?“ rief der Unbekannte.

Werkes, ängstlich der Folgen dieses Zusammentreffens wegen, warf sich auf ihn und bemühte sich, ihn zu bewältigen; aber dieser stieß den Angreifer zurück und rief um Hilfe. Soldaten und Kammerdiener mit Jackeln liefen sogleich herbei: es war der Großfürst.

Peter war sehr eifersüchtig und dachte nicht anders, als daß ein Liebhaber der Großfürstin zu ihr einzuschleichen beabsichtigte. Er sah sich daher überall um, den Angreifer zu entdecken, aber außer seinen Kammerdienern und Soldaten gewahrte er Niemanden. Erstaunt über ein so außerordentliches Verschwinden, befahl er, das Vorzimmer genau zu durchsuchen; man fand aber Niemanden, und da er eine so zarte Angelegenheit nicht ohne Grund unter die Dienerschaft bringen wollte, so gab er vor, sich getäuscht zu haben, befahl seiner Dienerschaft, sich wieder zu entfernen und begab sich in seine Gemächer.

Werkes war es unterdeß gelungen, sein Ziel zu erreichen. Er hatte die so plötzlich entstandene Verwirrung benutzt und war durch die Thür geschlüpft, welche zu den Zimmern der Großfürstin führte. Er mußte mehrere lange und dunkle Säle durchschreiten und mehr als ein Mal inne halten, da er befürchtete, den rechten Weg zu verlieren. Endlich entdeckte er am Ende eines langen Corridors Licht. Muthig, oder vielmehr in größter Aufgeregtheit, schritt er weiter, und nach einigen Minuten befand er sich vor der Großfürstin.

Beim Anblick eines Fremden fuhr Katharina vor Schrecken auf; als sie aber den jungen Officier erkannte, sagte sie in kaltem Ton: „Herr Baron von Berkef, was wollen Sie in Rußland?“ — „Können Sie eine solche Frage an mich richten, Madame?“ antwortete der Baron ganz erstaunt. — „Aber Ihre Gemahlin ist nicht hier.“ — „Meine Gemahlin?“ sagte der Baron, dem alles das wie ein Wunder erscheinen mußte.

In diesem Augenblick hörte man drei leise Schläge durch das Getüfel, welches die Wand bedeckte. Katharina zitterte. „Gewiß,“ fuhr Katharina dringend fort, „sie ist nicht hier. Es ist wahr, sie begleitete mich bis Petersburg, aber gleich am Tage nach meiner Vermählung kehrte sie nach Stettin zurück. Eilen Sie, Baron, und kehren Sie zu ihrer Frau zurück.“

Berkef war ganz außer Fassung, er konnte keinen Gedanken fassen, und nur das Eine war ihm klar, daß er der Spielball einer Laune oder einer Leidenschaft gewesen. Da hörte man drei neue Schläge.

„Treten Sie durch diese Thür,“ sagte Katharina lebhaft, indem sie eine Tapetenthür öffnete, „Sie gelangen hier auf eine Treppe, die Sie gerade auf den Platz führt.“

Berkef gehorchte wie eine Maschine; es fehlte ihm die Kraft, seinen Unwillen auszudrücken. Katharina trat gleich nach seinem Entfernen an die Stelle der Wand, wo die Schläge ertönt waren, drückte an eine Feder, ein Fach der Wand ging aus einander, und ein Mann trat ein. Dieser Mann war Soltikoff, der erste Liebhaber der Großfürstin.

Draußen kam der Baron Berkef zum Bewußtseyn und überschaute die Mokification, deren Gegenstand er gewesen. In seiner Neigung und in seiner Würde tief verletzt, schwur er der treulosen Katharina ewigen Haß und kehrte eiligst nach Stettin zurück.

Es war Nacht, als er ankam. Er saß an seinem Tische, der Kopf ruhte in seinen Händen, eine Nachtlampe verbreitete ein düsteres Licht. Er verwünschte tausend Mal die Verirrung seines Herzens und wußte nicht, was er thun sollte. Da öffnete sich plötzlich leise die Thür, eine Gestalt, die ganz mit einem weißen Schleier bedeckt war, trat ein.

„Wer ist da?“ rief Berkef in barschem Tone.

„Baron Berkef,“ antwortete eine zarte, zitternde Stimme, „es ist Ihre Frau.“

„Meine Frau?“

„Baron Berkef,“ antwortete die Gestalt, „können Sie verzeihen? Sie liebten die Prinzessin, und ich, ich liebte Sie, das ist mein Verbrechen.“

„Ja, ja! ich verzeihe Ihnen,“ antwortete der Baron. — Der Ton dieser Stimme hatte ihn lebhaft, wunderbar erregt, und er war veröhnt. „Aber wer sind Sie denn?“ fragte er.

Bei diesen Worten schlug das geheimnißvolle Wesen den Schleier zurück. Es war die Vertraute der Prinzessin, die schöne, romantische Helena von Corvidof.

## Ansichten über die französische Republik.

Ein geistreicher Publicist bemerkte kürzlich: Die verschiedenen Stände betrachten die französische Republik jetzt folgendermaßen:

Der Philosoph sagt: Ein Ideal im Kampf mit der Wirklichkeit.

Der Musiker: Ein gutes Piano, aber keine richtigen Noten.

Eine vornehme Frau: Ein Engel, aber sie benimmt sich wie eine Grisette.

Der Gourmand: Guter Kaffee, aber viel Cichorie dabei.

Der Krämer: Eine hübsche Waage, die noch nicht gestellt ist.

Der Finanzier: Eine Addition, aber die Probe ist noch nicht gemacht.

Der Bühnendichter: Sie wollen Alle spielen, aber Keiner hat seine Rolle studiert.

Der Bürgermann: Eine hübsche Lampe, welche ausläuft.

Der Journalist: Der erste Abdruck einer guten Zeitung, welche die Correctur nicht passiert hat.

Der Poet: Ein Pilger im irdischen Jammerthale.

Die Lorette: Ein Bouquet von Rosen und Lorbern, aber viel Unkraut dazwischen.

Der Arzt: Eine unsterbliche Göttin, leidet jedoch oft an Anfällen von Tollwuth und Kolik.

Der Soldat: Ein Degen, auf der einen Seite zu scharf, auf der andern zu stumpf.

Der Schullehrer: Ein Classe von Schülern, die schlecht erzogen sind.

Der Hauseigenthümer (Propriétaire): Ein prachtvolles Haus, aber die Hausleute bezahlen unregelmäßig.

Der Bauer: Ein gutes Feld, aber schlecht bestellt.

Der Reisende: Ein göttlicher Weg, aber auf beiden Seiten Abgründe.

Der Architect: Ein herrliches Gebäude, aber zu wenig Fenster; es ist zu dunkel im Hause.

In der That, so ist es. Der Philosophen gibt es jetzt viele, welche einsehen, daß die Republik, wie man sie möglich glaubte, ein fortwährender Kampf zwischen einem unerreichbaren Ideal und der profaischen Wirklichkeit wäre.

## Fenilleton.

**Abscheulich** — ist es, daß seit einiger Zeit Niemand hindernd darauf sieht, daß sowohl kleine, als schon erwachsene Buben ganz nackt im Laibachflusse in der Stadt, von der Franzensbrücke bis zu der Caserne, zu jeder Tageszeit badend gesehen werden müssen.

**Ehrensäbel.** — Die Bürgerschaft von Steyr hat dem Feldmarschall Radetzky durch zwei junge Freiwillige aus dieser Stadt einen Ehrensäbel nebst angemessenem Begleitschreiben übersendet. — Die Klinge (Eisenhauer) und Scheide sind aus der Werkstätte des bekannten Meisters Herrn Joseph Mitter hervorgegangen. Die Klinge ent-

hält nebst dem Namen und Titel des Feldmarschalls, dann den Namen der Geber, noch den Spruch: „Glück auf zum Kampf und Siege für unser gutes Recht und die Ehre des Gesamtwaterlandes!“ — Die Scheide ist mit den Orden und Wappen des Feldmarschalls bedeckt. — Zeichnung, Anordnung und Ausführung der Gravirungen, alle von bewundernswerther Reinheit und Geschmack, sind vom Herrn Altenburger.

**Bücherwerth.** — In welchem Werthe steht die Bücher stehen, zeigt folgende Nachricht des „Würzb. Abendblattes“: „Bei dem Verstriche der Bibliothek des verstorbenen Professors Geier, welche im Ankaufe gegen 14.000 fl. gekostet hatte, sollen, nach Angabe Sachverständiger, nicht über 800 fl. gelöst worden seyn, wobei jedoch zu bemerken ist, daß ungefähr ein Drittel der Bibliothek wegen unannehmbaren Strichsgebotes zurückgestellt worden ist.“

**Straßenraub.** — Von einem mit Geld befrachten Packwagen, welcher mit dem von Köln nach Frankfurt gehenden Postwagen am 18. Juli fuhr, wurden von fünf bewaffneten Kerls 6000 Thaler geraubt. Sie fielen zwischen Elz und Amt Königstein den Postwagen an und bedrohten den Conducateur und Postillon mit dem Tode. Das Geld soll für Rothschild bestimmt gewesen seyn. Die Räuber wurden bereits eingezogen.

### Papierkorb des Amüsanten.

Die „Leipz. Zeitg.“ vom 8. Juli enthält die Anzeige eines Gensdarmen, Gottfried Schuster in Dahlen: „Gestern entschlief nach langen Leiden sanft meine gute, brave Frau und Mutter im 41. Lebensjahr etc.“

In einer Badestadt wurde unlängst heftig debattirt über die beste Erklärung des Wortes Communismus und Terrorismus. Lange konnten die Glieder der Versammlung nicht einig werden, bis endlich ein junger Mann der langen Debatte dadurch ein Ende machte, daß er folgende Erklärung aussprach: „Communismus ist, wenn die Stadtverordneten sich in die einträglichen Aemter einer Commune theilen; — Terrorismus heißt, wenn die Stadtverordneten mit Tausenden herumwerfen und keinen Kreuzer in der Gemeindecasse haben.“

Als die Ernennung des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser bekannt gemacht ward, so wurde in einer kleinen Stadt ein Schuster von einem Schneider gefragt: „Wie heißt denn das Staatsamt, dem jetzt der deutsche Reichsverweser vorsteht?“ Ohne sich lange zu besinnen, antwortete der Schuster: „Die deutsche Reichsverwesung!“

Ein Intelligenzblatt brachte folgende Aufforderung: „Derjenige Herr, welcher gestern gegen Abend einer jungen Dame im Kosahut beinahe fünf Minuten lang nachsah, wird gebeten, sofern er reelle Absichten hat, seine Adresse mit Nachweis seiner Vermögensumstände unter A. Z. poste restante franco abzugeben.“

### Waterländische Literatur.

Der Herr Dr. und Professor Puff, der sich in diesem Blatte bereits als sachkundiger Reisender in unserm schönen Waterlande bewährt hat, brachte in den „östr. Blättern für Literatur, Kunst, Geschichte, Geographie“ etc. Nr. 132 I. J., eine ausführliche Beurtheilung des waterländischen Werkes: „Reise-Erinnerung aus Krain“ von Heinrich Co-

sta, Laibach 1848. (In Commission bei Ig. Edl. v. Kleinmayr), aus der wir wegen ihrer Ausdehnung den nachstehenden kurzen Inhalt unsern Lesern mittheilen. Nach einer Rüge des Herrn Doctors, in welcher leichtfertigen Weise gewöhnlich unser Waterland von den Reisenden durchsungen wird, übergeht er auf Costa's mit Lust und Liebe geschriebene „Reise-Erinnerungen“, denen man von Seid's Eingang: „Mein Krain ist gar ein seltsam räthselhaftes Land etc. etc. begreifen muß man es, um es zu lieben.“ bis zu den Schlussworten aus Walter Scott: „daß noch, wenn mir sonst nichts geblieben, mich deine Berge, Thäler lieben.“ es durchaus ansieht, daß der Verfasser als Weltbürger und inniger Anhänger seiner viel zu wenig bekannten Heimat, zugleich Wanderstab und Griffel geführt.

Er bemerkt hierauf, daß das Werk in eine Topographie von Laibach, nebst Umriß der Geschichte von Krain, und in 7 größere Reisepartien durch die wichtigsten Gegenden des Landes zerfalle, denen als Anhang die botanischen Reisen Sr. Maj. des Königs von Sachsen durch Krain beigegeben sind. „Mit Lust und Liebe“ — sagte Dr. Puff — „folgt man dem rüthigen Verfasser auf seinen Wanderungen, eilt mit ihm unbemerkt über weite Strecken, pflückt mit ihm Blumen und Volksfagen, theilt mit ihm den Genuß herzerweiternder Fernsichten und die Schauer der eigig-kühlen Wunder der Unterwelt, freut sich mit ihm, an das Ziel zu kommen, und bebauert vom Herzen, schon am Ziele zu seyn. Wer die Parthien schon ein und zehn Mal gemacht, findet viel Liebes und Bekanntes, und so viel Neues dazu, daß die Wanderung neue Reize erhält und man sich fest vornimmt, das noch nicht Gesehene und Gewürdigte sobald als möglich zu schauen und zu würdigen. Verlesen wir uns vorerst mit Herrn Costa nach Laibach und in die Umgebungen der freundlichen Stadt, und gestehen aufrichtig, hier in den ersten 40 Seiten gewiß hundert Punkte zu treffen, von denen wir mit gutem Gewissen sagen können: das ist mir neu, das habe ich nie vernommen!“

Die Kirchen mit ihren Denkmälern und Kunstschatzen, die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen sind überall so aufgefaßt und geschildert, daß wir nirgends ein todes Ebenbild einer kalten Zeit erhalten, sondern was da war, frisch und lebendig um uns aufersteht und mit uns lebt. Ueberall, wie grünende Epheu, ranken historische Stützen von Bauten und Denkmälern empor, unter denen die auf 4 Seiten die Geschichte Laibachs gebende durch ihre Kürze und Zierlichkeit gar recht gelungen erscheint. Dann geht der Herr Beurtheiler mit dem Verfasser die einzelnen Stellen der Stadt und der Umgebungen mit lobender Anerkennung durch, worauf er sagt: „Und nun, nachdem uns der Herr Verfasser recht heimlich gemacht hat in seiner Vaterstadt, erfährt er uns recht dämonisch und versetzt uns, von pag. 41 bis 92, nach Innerkrain, auf den Karst, wo die Bora das Leben vom Felsen segt, in die Burastrümmer, um welche der Uhu den Namen der letzten Lueg er ähzt, in die Grotten zu S. Cantian, Adelsberg, Magdalena, in denen das flüssige Leben zu Stein und der starre Stein zu flüssigen Gebilden wird, in Idria's knochenzergebende Schächte, zu den stygischen Seen, in denen der Dtm als gelpenstiges Wesen haust. Ueberall begleitet uns der Naturforscher, überall der Freund der waterländischen Geschichte, vom Steine zu Planina an, wo Erasmus v. Rauber den Hals brach (1618), als er der schönen Müllerinna nachsetzte, bis zu den Trümmern von Haasberg; von St. Cantian, bis zum See von Birkenitz, für den so trefflich Casso's Worte passen;

„L'istessa sia palude, e campo, e silva.“

Nun erwähnt der Referent einzelner Stellen und Merkwürdigkeiten des Landes, er empfiehlt die Skizze der Adelsberger Grotte als Ariadne's Faden jedem, der jenes Labyrinth besucht; er lobt überhaupt die Schilderung Innerkrain's, dann der Reise nach Unterkrain, Auersberg, Reifnis und Gottschee, und sagt: „Mit dem wärmsten Gefühle, den lichtesten Farben ist die Perienreise nach Beldeß und in die Wochein pag. 143 bis 191 die Stanzparthie des durchaus trefflichen Buches geschildert.“ Der Herr Referent schließt endlich, nachdem er die Reise durch Oberkrain, dann die Erkstigung des Triglav, den Ausflug nach Strin und Nachbarschaft, weiters die Wallfahrt nach St. Jodocus und die Reise des Königs von Sachsen im Grille mitgemacht hat, mit den Worten: „Die artistischen Beilagen, aus Lampe's Lithographie in Graz: Theilansicht von Laibach, Schloß Lueg in Innerkrain, Neufadl und Beldeß sind recht gut, bleiben aber weit hinter der Darstellungsweise Costa's zurück, von dem Referent sagen kann: „Er hat die beste Schilderung geliefert, die in Innerösterreich über einen guten Theil dieses Ländergebietes in neuester Zeit ins Leben trat.“